

Farbe.“ Das wird erst anders, als er ins Convent zu dreißig Kameraden kommt, „von denen jeder seine Aufmerksamkeit erzwingen und in sein Leben eingreifen kann“. Nun fühlt er das erste Mal das Andere, das Fremde, das Draußen und muß es als eine feindliche, tückische und böse Macht fühlen. Es geht ihm wie dem jungen Wilhelm Meister: er „möchte die Menschen, die nur zu seinem Verbrusse da zu sein schienen, vertilgen“; aber sie sind kräftiger. Er geräth in jenen Zustand, den Maurice Barrès so energisch angedrückt hat, der Erbitterung und Wuth gegen alles, was nicht er, was anders als sein Ich und so diesem gefährlich oder doch schädlich ist — Barrès hat es die „Barbaren“ genannt. Der Held des Barrès schießt vor ihnen in eine retraite méthodique et féconde, um sich da einem „contemplativen Dilettantismus“ zu ergeben. Die meisten Kinder fliehen vor ihnen in Indianergeschichten, Romane, Abenteuer; eine imaginierte Welt soll sie vor der wirklichen schützen. Dieter österreichischer Mäxling flieht in den Glauben an ein zukünftiges Leben in Gott, mit einer großen Neigung für sanfte Congreganisten, für meditierende Patres, für die Functionen in der Kirche. So möchte er sich vor der Welt verstecken.

Es ist natürlich, daß ihm das nicht gelingen kann: das Leben bringt, wie er sich wehren mag, von allen Seiten auf ihn ein und beginnt seine großen, tiefen, unheimlichen Reize zu üben. Verwundert wird er gewahr, daß dieses so fremde, so gefährliche, so tückische Leben Verlockungen und Versuchungen für ihn hat, die ihn gewaltsam beschören. Was er vom Leben um sich, neben sich hat, ist ihm freilich noch nichts, aber ferne winkt es ihm selbst zu und ferne muß, wenn er nur erst weit genug bringen würde, ferne muß, das fühlt er unwiderstehlich, etwas Herrliches sein, das ihm erst alles deuten wird, und nach diesem hat er einen ungeheuren Drang und eine ungeheure Angst, daß es es verfaulen könnte, und mit dieser Angst reunt er jetzt dahin, suchend, wo denn der Schlüssel zum Räthsel des Daseins ist. Bald hofft er es von gewissen geheimnißvollen Dingen, die man ihm verboten hat, aber wenn er sich ihnen nähert und nach ihnen greifen will, sind sie plötzlich nichts; bald scheint es ihm im Unscheinbaren und Geringen, das ihn dann unfähig rührt. So ist er „wie ein Mäxling in der Höhle, in der sich alle Schätze der Welt zu verschiedenenfarbigen Erden verzaubert befinden; das eine Wort, das sie verwandelt, wird ihm ein gottesfürchtiger Greis sagen; aber er darf in der Höhle nur wenige Augenblicke bleiben und weil er das Wort nicht weiß, so weiß er nicht, mit welchen Erden er sich beladen soll, denn alle sind ähnlich, obwohl die einen Metalle geben und andere Bernstein und Perlen, und andere Onyx, Jaspsis und Crysolopras, und manche Topase, und einige Smaragde und Rubine, und einige Diamanten, und einige Saphire, und einige andere die Opale, die er so sehr liebt.“

So kommt er allmählig dahin, den Sinn des Lebens nicht mehr im Einzelnen, sondern im Ganzen zu suchen und die Einheit aller Dinge zu spüren. Alлахs Namenhundert geht ihm auf —

„In tausend Formen magst Du Dich verdecken,  
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich Dich;  
Du magst mit Zauberzeichen Dich verdecken,  
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich Dich“ —

er ist nun so weit wie der reife Goethe: „Willst Du Dich am Ganzen erquicken, mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken“. Nur sich selber stellt er noch nicht ins Ganze. Selber steht er noch vor dem Leben mit der Bewunderung eines Zuschauers vor einem Schauspiel. Er ahnt den Sinn des Lebens, aber er weiß noch nicht, daß auch er selber zum Leben gehört. Sich selber bezieht er in die ungeheure Einheit der Schöpfung noch nicht ein. Er muß erst noch lernen, daß auch er selbst nichts anderes ist, als die Dinge sind, daß das Ich und die Welt daselbe nur auf verschiedenen Stufen der Phänomenalität sind, daß draußen nichts als was auch in ihm geschieht. Dann erst ist er am Ende und dann muß er sterben: denn das Leben ist ja nichts als Absonderung vom Ganzen ins Einzelne. Wer zur Erkenntnis und wieder zum Ganzen gekommen ist, der hat das Schicksal erfüllt.

Hermann Vahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Finanzminister v. Plener hat in seiner langen, wenn auch nicht großen Steuerreform-Rede das gegenwärtige Abgeordnetenhauseinfruchtbares genannt. Ja wohl, es ist fruchtbar, doch nur so wie eine Frau, die schon mehrmals fausse couche gemacht hat, und niemals rechtsschaffen niedergekommen ist.

Den „harten, leidenschaftlichen Worten“ der Opposition — sagt Herr v. Plener — antwortet die Coalition mit der That. Herr von Plener hat dabei nur übersehen, daß auch die That, solange man sie bloß im Mund führt, nur ein Wort ist. Und dieses Wort gerade, das Wort von den großen Thaten, haben wir während fünfzehn Jahren, unter Taaffe, von Herrn v. Plener oft genug gehört. Wenn der einmal zur Macht kommt, so mußte man sich damals denken, wird es förmlich Thaten regnen. Und nun ist er schon anderthalb Jahre in der Macht und es regnet noch

immer nichts als Worte, Worte, Worte, und die Worte von heute sind erschrecklich viel matter, hilfloser, unedler als die von ehemals.

Uebrigens noch Eines: der Herr Finanzminister sagt: „Es ist in letzter Zeit eine gewisse Sitte eingedrungen, dieses Abgeordnetenhausein total unfruchtbares, unfähiges und steriles hinzustellen.“ Mit Verlaub, diese gewisse Sitte ist nicht erst „in letzter Zeit“ eingedrungen, sondern schon seit 1879, und wer hat sie hauptsächlich eingebürgert? Wenn wir nicht irren, ein gewisser Herr v. Plener, der mit dem gegenwärtigen Finanzminister nur ganz entfernt verwandt ist, insofern, als er — um mich frei nach Marquis Vacquehem auszudrücken — der einzige Sohn des Vaters des gegenwärtigen Finanzministers ist.

Der in der letzten Nummer der „Zeit“ veröffentlichte Artikel „Zur Genealogie der Coalition“ ist Herrn v. Madeyski nicht nur auf dem gewöhnlichen Wege der Zeitungserpedition, sondern auch auf einem gewissen amtlichen Wege, der in neuester Zeit für oppositionelle Zeitungsartikel nicht mehr ganz ungewöhnlich geworden ist, zur Kenntniss gekommen. Herrn v. Madeyski waren, seiner amtlichen Stellung gemäß, die darin erzahlten Carrièren der diversen Kosner, Esreicher natürlich wohlbekannt. Ueberrascht, als Privatmann angenehm überrascht, ja geradezu stolz war er über die in dem Artikel mitgetheilte, ihm bis dahin unbekanntes Thatsache, daß alle diese Männer der polnischen Wissenschaft mit ihm verwandt seien. Herr v. Madeyski hat sofort den bekannten Ministerial-Bürocrat seines Präsidialbureaus beauftragt, Nachforschungen anzustellen, um die Richtigkeit dieser Genealogie zu prüfen. Sobald das genealogische Material beisammen sein wird, gedenkt Herr v. Madeyski auf den Artikel öffentlich zu antworten. Aber nicht früher.

Der Krakauer Staatsanwalt hat die „Gazeta Narodowa“ confisciert, weil sie den Artikel „Zur Genealogie der Coalition“ in wörtlicher Uebersetzung brachte. Darüber war ich im ersten Moment, offen gestanden, erstaunt. Denn schon die Römer sagten: „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni“, „die siegreiche Sache gefällt den Göttern, die besiegte dem Cato“, und ich habe die Staatsanwälte nie für Catone gehalten, sondern, wie sich's ziemt, für Götter. Deswegen verstand ich die Krakauer Confiscation nicht, da doch in Wien die causa Madeyski allgemein als victa angesehen wird. Erst ein polnischer Freund hätte mich darüber auf, daß sie gerade deswegen für Krakau die victrix causa sei. Denn Herr v. Madeyski gilt in Krakau als der zukünftige Präsident des Krakauer Oberlandesgerichts, und seine Aussichten auf diese hohe Stellung sollen, insofern der „Nichten“-Geschichte, in letzter Zeit erheblich gestiegen sein.

Der Abg. Dr. Mengler beklagt, daß unter der Herrschaft des neuen Steuergesetzes die Veröffentlichung wahrheitsgetreuer Einkommens-Bekanntnisse einen „Kadaw“ hervorrufen werde. Dem ängstlichen Manne kann geholfen werden. Hier mein Vorschlag: Die Herrschaften, die nach ihrer eigenen Empfindung so scandalös reich sind, mögen einmal einen tüchtigen Brocken für gemeine Zwecke hergeben, und ich garantiere mit meinem ganzen wahrheitsgetreuen Vermögen, daß ihre großen Einkommen keinen Kadaw machen werden.

In Prag wurde im vorigen Jahre die Dmlabina zu 96 Jahren Kerker verurtheilt. In Tarnopol wurde die Dmlabina dieser Tage freigesprochen. Wenn das nicht ein Beweis für die Fortschrittlichkeit des Prager Ausnahmezustandes ist, dann . . . weiß ich keinen.

Justizminister Graf Schönborn hat unlängst gesagt, daß er seine Ansichten nicht so rasch wechselt, wie seine Handschuhe. Daraus darf man wohl folgern, daß er seine Handschuhe rascher wechselt, als seine Ansichten, und das ist für die Handschuhmacher immerhin eine tröstliche Aussicht.

Von gewissen werthellosen Juden sagt man, daß sie das ganze Jahr über nachern, am Versuchungstag aber die frühesten Tempelbesucher sind. Ähnlich ist das „Neue Wiener Tagblatt“, das ganze Jahr über coalitionstreu, aber am 18. März bringt kein Blatt einen schwingvolleren Freiheits-Frühlings-Artikel wie das „Neue Wiener Tagblatt“.

### Wirtschaftliches.

Die Dividendenklärung der ungarischen Creditbank hat den äußeren Anstoß zur Abwärtsbewegung an der Börse gegeben. Da nunmehr die detaillirte Bilanzpubliction erfolgt ist, kann man beurtheilen, ob die Reducierung der Dividende eine begründete war oder nicht. Es ist dabei ganz irrelevant, daß die Bank ihren Effectenbestand sehr niedrig angenommen hat; denn die Wertheigerung des Effectenportefeuilles bewirkt einen Zufallsgewinn, welchen unsere großen Banken seit geraumer Zeit möglichst lang zu reservieren pflegen. Es kann uns nur das regelmäßige Geschäft interessieren. Die Bilanzung hat ihre Dividendenpolitik vor allem mit dem Hinweis auf die ungünstigen Resultate der Mühlenindustrie erklärt, welche um ca. 75.000 Gulden weniger ergeben hat, als im Vorjahr. Aber auch im Bankgeschäft ist ein Rückgang eingetreten. Der Umsatz des Contocorrent- und Commissions-Geschäftes ist von 2222 Millionen Gulden auf 2103 Millionen Gulden zurückgegangen und dementsprechend sind die Provisionseinnahmen nicht unbedeutend zurückgeblieben, und nur die Zinsgewinne zeigen eine stärkere Zunahme, welche aber nicht etwa auf eine erhöhte Geschäftstätigkeit hindeuten, sondern nur eine Folge des abnorm hohen Selbstzins im Effectengeschäft; während des zweiten Semesters des Vorjahres ist. Unter solchen Umständen wäre die Auszahlung einer höheren Dividende kaum zu billigen gewesen.